



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Westphal, Arthur: Der Berliner Roman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Berliner Roman

Von Dr. Arthur Westphal-Berlin



Es hat lange gedauert, ehe die jüngstdeutsche Literatur sich dazu verstand, die neuen tausendfältigen Erscheinungsformen einer Zeit, in der sie lebte und deren Luft sie atmete, nun auch als neue künstlerische Probleme zu werten. Immer und immer wieder ist sie auf ihrem Wege überraschenden Erscheinungen begegnet, für die in ihrer Schulaesthetik kein besonderes Kapitel vorgesehen war. Heute waren es die gelösten Kräfte des Dampfes und der Elektrizität, die beunruhigend und rätselhaft in ihren durch Klassizität und Romantik beschränkten Gesichtskreis traten, und am nächsten Tage war es der Sozialismus mit seinen ungeahnten Problemen, war es die immer bedrohlicher näher rückende Masse des Proletariats, waren es die Automobile, die Röntgenstrahlen, die Luftschiffe und tausend andere Dinge mehr, die mit Blitzzugsgeschwindigkeit auf ihren bedrängten Geist anstürmten. Sie wußte sich in der Fülle dieser Erscheinungen keinen Rat und machte es wie der brave Vogel Strauß, der bekanntlich in angenehmer Selbsttäuschung seinen Kopf in den Sand gräbt, wenn er irgendwo eine Gefahr wittert. Sie ignorierte ganz einfach das von Tag zu Tag ungebärdiger brodelnde Leben ihrer Zeit. Sie verstopfte sich die Ohren vor dem lauter und hitziger werdenden Kampfe, der da draußen die freigewordenen Kräfte eines veränderten Zeitalters gegeneinander hezte. Sie machte aus ihrer erbärmlichen Not eine Tugend, indem sie das, was sie in seiner Gesamtheit nicht zu fassen vermochte, als unpoetisch, als roh, ja gar als unsittlich verwarf. Und sie suchte und fand Schutz in der glänzenden Isoliertheit ihrer Götter und Selben, die mit verstimmten Mienen in verstaubten Tempeln umherstanden und von Eisenbahnen und Dynamomaschinen und Luftschiffen und Arbeiterbataillonen nichts wußten und nichts zu wissen brauchten.

Erst ganz allmählich dämmerte die Erkenntnis, daß die neue Zeit in ihren Schatzkammern wohl auch ungeahnte künstlerische Möglichkeiten trug. Die großen russischen Epiker und Zolas unerschrockene Gegenwartsromane gaben den ersten Anstoß. Das, was man den deutschen Naturalismus nennt, war eines Tages lebendig geworden und segte wie ein Gewitter, verwüstend und reinigend zugleich,

durch die zeitgenössische Literatur. Eine pathetische Jugend verlangte für das Leben der Gegenwart das gleiche Recht, das man jedem historischen Schmöcker anstandslos einräumte. „Reißt doch die Augen auf,“ rief sie, „habt doch nur den Mut, das Leben einmal ohne gefärbte Brillengläser zu sehen! Schreit da nicht alles nach künstlerischer Gestaltung? Ist euch, wenn ihr durch eine Straße des sich riesenhaft reckenden Berlin geht, diese Stadt nicht tausendmal wichtiger, nicht tausendmal näher als das alte Rom mit seinen Gräbern und Trümmern und kalten Steinen?“

An dem Tage, als das geschah, wurde das heutige Berlin für die deutsche Dichtung entdeckt. Das Gefühl, daß die moderne Millionenstiedelung, dies wie mit Vampyrarmen gierig um sich greifende Riesenungeheuer, ein unendlich reizvolles, aber auch unendlich beunruhigendes ästhetisches Problem darstellt, hat sich seitdem nicht wieder ersticken lassen. Wie ein roter Faden zieht es sich durch die literarische Produktion der letzten zwanzig Jahre. Immer und immer wieder kreist die Sehnsucht und der Ehrgeiz unserer Romanschriftsteller um die eine Aufgabe: den Rhythmus der Millionenstadt künstlerisch zu erfassen; die brausende Melodie des Jahrhunderts mit den Mitteln einer ästhetischen Gestaltung zur Sinfonie zu steigern; aus dem mörderischen Lärm der Maschinensäle, aus dem Rattern der Stadtbahnzüge, der Automobile und elektrischen Bahnen, aus dem Auf und Ab von Leben und Tod, von Vernunft und Irrsinn, von Rausch und Nüchternheit, aus den bunt spielenden Lichtern der Friedrich- oder der Leipziger Straße, aus dem ganzen kaleidoskopisch, verwirrend und spukhaft, vorübertaumelnden Hegenabbat dieser seltsamen Stadt ein mit visionären Dichteraugen gesehenes Weltbild zu zaubern. Und es liegt auf der Hand, daß keine Stadt stärker als Berlin die Augen aller künstlerisch interessierten Gegenwartsgeister auf sich zog. Nirgends mußten die Möglichkeiten größer erscheinen, als angeichts dieses mit beklemmender Schnelligkeit emporschießenden Riesenorganismus. Nirgends war mehr Bewegung, mehr Drängen und mehr Fluß. Nirgends schienen mehr Energien aufgespeichert, nirgends schien der Pulsschlag fieberhafter und schneller. Und nirgends glich das Heute dem Gestern weniger als in der neuen Hauptstadt des Deutschen Reiches, der, wie einem lang aufgeschossenen Jungen in den Flegeljahren, niemals die Kleider passen wollten, die man ihr anzog.

Berliner Romane hatte es natürlich auch schon gegeben, ehe Berlin zur Millionenstadt anschwell. Um nur zwei Namen zu nennen: Paul Heyse und Friedrich Spielhagen und später Paul Lindau hatten das Berlin, das sie kannten und mit dem sie groß geworden waren, mehr als einmal dichterisch zu bewältigen gesucht. Und in bedeutendem Abstände hinter ihnen gab es eine unübersehbare Zahl kleinerer Geister, die sich, je nach Maßgabe ihrer Kräfte, mit dem fraglichen Problem auseinandergesetzt hatten. Aber das sind nicht die Erscheinungen, die in diesem Zusammenhange interessieren. Sie fußen auf anderer Basis. Sie sind aus einem Berlin herausgewachsen,

von dem die heutige Dreimillionenstadt kaum mehr den Namen kennt. Die Zeit ist über sie hinweggegangen und hat ihnen, wenn man von historischen Werten absieht, jede Bedeutung für die Gegenwart genommen. Aber ein anderer Name darf in einer Untersuchung über den modernen Berliner Roman nicht fehlen: Theodor Fontane. Der Dichter der „Jenny Treibel“, der „Irrungen, Wirrungen“, der „L'Adultera“, der „Cécile“ und der „Effi Briest“ gehört auf jeden Fall in die vorderste Reihe jener Geister, denen die künstlerische Eroberung des neudeutschen Berlin am Herzen lag. Wenn auch das Berlin, das Fontane sah, schon heute dreißig oder mehr Jahre zurückliegt; wenn er das Großstadtproblem auch weniger in seiner Totalität faßte, sondern es eigentlich nur in einer Reihe glänzend gemeisterter Ausschnitte aus einer ganz bestimmten Berliner Bourgeoischaft illustrierte — ihm gebührt jedenfalls der Ruhm, als Erster und vielleicht als Verufenster mit wahrhaft dichterischen Mitteln den modernen realistischen Großstadroman geschaffen zu haben. Es war der Geist unserer Zeit, der in seinen Büchern lebte, und die mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit gemeisterte Atmosphäre des rasch aufstrebenden, fleißigen, tüchtigen und nüchternen Groß-Berlin schwebte darüber. Es gab und gibt eine niemals unterbrochene Verbindung zwischen den Fontaneschen Romanen und der lebendigen Gegenwart. Und alles, was eine neue und noch immer werdende Epoche an seltsamen Dingen und Werten hervorbrachte, erschien hier zum ersten Male zum wirklichen Kunststil verdichtet.

Das muß um so entschiedener ausgesprochen werden, als die Ausbeute an wirklich guten Berliner Romanen bis auf den heutigen Tag verzweifelt gering geblieben ist. Natürlich hatte es eine junge und ohne jede kulturelle Vergangenheit vorwärtstürmende Stadt wie Berlin in der Beziehung unendlich viel schwerer als etwa Paris, wo die Schriftsteller und Romanciers eine seit Jahrhunderten fertige Kultur jederzeit vorfanden. Dem neuen Berlin einen Kunststil schaffen, hieß: eine Kultur, die noch gar nicht vorhanden war, gewissermaßen hellseherisch in ihren embryonalen Keimen herauszufühlen; in einem unbestimmbaren und ungeberdigen Chaos so etwas wie Gesetze, Regeln, Systeme und große Linien zu erkennen. Man kommt dem Bilde einer Parvenustadt natürlich nicht schon deshalb nahe, weil man selber ein Parvenu ist und sich nun dauernd wie ein solcher benimmt. Leider war das und ist das, wie wir sehen werden, noch heute der Fehler, dem eine ganze Reihe Berliner Romanschriftsteller immer wieder verfällt. Ein von jeher beliebter Kniff besteht darin, die an sich gleichgültigen Romanbegebenheiten vor eine Berliner Kulisse zu stellen, ohne daß ein wirklich organischer Zusammenhang zwischen beiden existiert. Das gibt natürlich dem Stoffe einen gewissen äußeren Reiz, und der Berliner Leser darf befriedigt und geschmeichelt nicken, wenn ihm auf den Seiten seines Buches ab und zu die Namen Kempinski oder Wertheim oder Friedrichstraße begegnen. Wie weit diese Art zu arbeiten von der Tiefe des wirklichen Problems entfernt ist, braucht wohl nicht näher erläutert zu werden. Aber es ist immerhin

charakteristisch, daß der pseudoliterarische Typus, an den wir dabei denken, mit jedem neuen Büchermarkte wiederkehrt und auf solche Weise den reinen Begriff des Berliner Romans zu verwirren und zu verdunkeln droht.

Das sind ganz und gar nicht die Erscheinungen, die uns in diesem Zusammenhange beschäftigen. Vielmehr haben wir es, wie oben angedeutet, hier nur mit jener Klasse von Romanen zu tun, die das Berlin von heutzutage im Bilde oder im Bruchteil eines Bildes wirklich zu erfassen trachten. Freilich muß vorausgeschickt werden, daß auch für diese Bücher das Großstadtproblem nicht immer das Entscheidende und Primäre bedeutet, wie es beispielsweise in Max Krejzers vor fünfundsanzig Jahren geschriebenen „Verkommenen“ der Fall war. (Übrigens mag, wer Lust hat, an diesem Buche die merkwürdig rasche Wandlung des literarischen Zeitgeschmacks kontrollieren.) Auch sie stellen, mehr oder weniger, allerlei menschliche Dinge, Begebenheiten und Zusammenhänge manchmal recht willkürlich in eine Berliner Umgebung. Auch sie geben fast niemals das Problem in seinen verwickelten Zusammenhängen, sondern nur in mehr oder weniger glücklichen Einzelausschnitten. Aber sie machen dann doch den einen oder den anderen Ton aus dem unübersehbaren Weltstadtgetriebe lebendig. Sie haben das, was vor allen Dingen nötig ist: den Kontakt mit der Gegenwart, mit der Realität der Erscheinungen. Und man wird ihnen, als Illustrationen zur Zeitgeschichte, als künstlerische Deutungsversuche des riesenhaften Berlin von heutzutage, eine tiefere ästhetische Daseinsberechtigung nicht gut abstreiten können. Ein Blick auf einige in den letzten Jahren erschienene Bücher dieser Art mag das erweisen. (Wobei freilich eingeschaltet werden muß, daß bei der Fülle des Materials die nachstehende Übersicht über literarische Neuerscheinungen ganz und gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.)

Das zum unheimlichen Riesenorganismus anschwellende Berlin, gesehen aus der täglich mehr bedrohten Peripherie, malt Clara Viebig in ihrem großzügig angelegten Romanwerk: „Die vor den Toren“ (bei Egon Fleischel u. Co., Berlin). Die immer wieder erstaunliche Kraft dieser Schriftstellerin, die schon seit ihrem Buche vom „Täglichen Brot“ in der allerersten Reihe der zeitgenössischen Berliner Romanciers steht, hat hier ein lebensprühendes Kolossalgemälde aus dem Boden gestampft, das die unruhigen Zeiten der Berliner Gründerjahre, mit ihren Millionenbauern und Spekulanten, mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten und ihren zertretenen Hoffnungen, mit ihren Fieberzuständen und mit ihrer ungefunden Lastlosigkeit in prachtvolle Linien bündigt. Das Buch ist, wenn ich mich recht erinnere, bei seinem Erscheinen auch in den Grenzboten ausführlich gewürdigt worden, und ich kann mich deshalb mit der Feststellung begnügen, daß in Clara Viebig's Tempelhofer Roman die fieberhaft rasche Entwicklung, die Berlin nach dem großen Siebziger Kriege durchgemacht hat, in wundervoll packenden Afforden lebendig geworden ist, und daß sich hier aufs neue ein berufenes episches Talent bewährt hat, das den Vergleich mit Zolaschen Büchern geradezu herausfordert.

Die großen kulturell-ästhetischen Gesichtspunkte, die den Viebig'schen Roman abeln und ihm wirklich die Kraft einer dichterischen Vision geben, wird man in der übrigen Romanproduktion der letzten Jahre leider vergeblich suchen. Die Halbheit und neurasthenische Ratlosigkeit, an der, mehr oder weniger, unsere ganze heutige Literatur leidet, ist dem Romantypus, an den wir hier denken, naturgemäß nicht eben günstig gewesen. Unsere Schriftsteller gehen allem, was auch nur entfernt an al Fresco-Wirkungen erinnern könnte, mit fast pathologischer Angst aus dem Wege. Sie sind in der Regel viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, um die Dinge dieser Welt in künstlerischer Objektivität, aus einer gewissen Distanz zu sehen. Aber auf der anderen Seite weist ihre mehr nach innen gedrängte und mehr auf subtilere Wirkungen gestellte Kunst hin und wieder doch eigene Klänge von großer Schönheit auf, Klänge, die das in Rede stehende Problem, wenn auch nicht erschöpfen, so doch in seinen Umriffen aufdämmern lassen. In allererster Linie muß da auf Kurt Münzers Buch von den „Kindern der Stadt“ (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus) verwiesen werden. Diese stille, feine Geschichte, in die der verworrene Lärm der modernen Weltstadt wie fernes Orgelbrausen hineinrauscht, macht allerlei Töne lebendig, die im Ohre hängen bleiben und den Genießenden nachdenklich stimmen. Auch hier ist — freilich in ganz anderer Art als bei Clara Viebig — der Versuch gemacht, das, was wir den Rhythmus der Großstadt nannten, im Bilde und im dichterischen Symbol festzuhalten. Von allen Büchern, an die wir hier denken, verdienen die „Kinder der Stadt“ wohl am ersten den Titel eines im tiefsten Sinne modernen Berliner Romans. Denn sie sehen das Problem wirklich in seinem innersten Wesen, und sie holen mit jenem leisen ästhetischen Takte, den nur verfeinerte Nerven aufbringen, allerlei ungeahnte und nie gehörte Melodien aus fernen Welten herauf.

Einen mit großem artistischen Können und mit viel zeichnerischer Begabung erfaßten Ausschnitt aus der Berliner Vorstadt von heute gibt Georg Hermanns „Rubinke“ (bei Egon Fleischel u. Co.). Das Bild, das hier von einer Kleinbürgerlichen Gegenwartswelt gemalt wird, erscheint bis in seine letzten Einzelheiten gewissenhaft ausgetuscht. Die äußerlich imponierenden, und doch unsagbar nüchternen Straßenzüge und Plätze und Maurermeister-Architekturen, die die nach Vororten wie Schöneberg und Wilmersdorf hinüberleitenden Grenzgebiete charakterisieren; die Gegend, in der über Nacht aus öden Feldern riesige Rohbauten hervorschießen; das wunderliche Zwittergeschöpf, das nicht mehr Berlin, aber noch nicht einen selbständigen Organismus darstellt; mit einem Worte das, was man heute die westliche Berliner Vorstadt nennen könnte — das hat in Georg Hermann einen gescheiten und zweifellos begabten Schilderer gefunden. Allerlei amüsante und plastisch herausgehobene Bilderchen erstehen in diesem Buche. Die Atmosphäre von Kleinbürgerlichkeit und billigem Prozedentum, auf die dabei alles ankommt, ist äußerst glücklich begriffen. Und das einzige, was man gegen diesen tragikomischen Lebensroman eines Berliner Friseurgehilfen

einwenden könnte, wäre der Vorwurf, daß Georg Hermann seiner artistischen Laune etwas über Gebühr die Zügel schießen läßt, daß sein ewig ironisches Lächeln auf die Dauer ermüdet, und daß er in seinem Verhältnis zu den Geschöpfen der eigenen Phantasie nicht mehr die richtige dichterische Liebe aufbringt.

Bei Martin Beradt, der in seinem Buche „Das Kind“ (bei S. Fischer, Berlin) ein armseliges ostpreussisches Dienstmädchen zur Romanheldin macht, findet sich diese dichterische Liebe auf jeder Seite. Beradt unterhält jene zarten menschlichen Beziehungen zu seinen Geschöpfen, die einem Buche erst die rechte poetische Weihe, die rechte, aus dem Herzen fließende Wärme verleihen. Die Geschichte, die er erzählt, strömt einen merkwürdig feinen Duft aus. Kultur ist darin, und seelischer Takt und starkes dichterisches Mitleben. Und wenn auch, im letzten Grunde, das Großstadtproblem für Beradt hier ebensowenig ausschlaggebend ist wie in seinem früheren klugen, warmen und persönlichen Buche von den „Eheleuten“ (bei S. Fischer, Berlin), so ist doch genug Klang und genug Lokalkolorit darin, um das Austausch dieser Romane in einer Untersuchung wie der vorliegenden zu rechtfertigen.

In das unterirdische Berlin mit allen seinen erschreckenden Zusammenhängen leuchtet Hans Hyans Buch: „Die Verführten“ (Pan-Verlag). Auch hier hat eine starke künstlerische Gestaltungskraft sich aus dem buntschillernden Getriebe der Weltstadt den Ausschnitt gesucht, den sie am gründlichsten kennt und zu dem ihre Begabung sie treibt. Das Beste an diesem Buche ist die unbeirrbarere Wahrheitsliebe und die ästhetische Unerbittlichkeit, von der es beseelt ist. Da werden den Dingen keine rosafarbenen Mäntelchen vorgeführt. Da spricht das Leben seine kalte, grausame, unzweideutige Sprache. Und da schlägt ein aus den Kasketten und Schlupfwinkeln des nördlichen Berlin kommender dumpfer Ton mit bedrohlicher Deutlichkeit an das Ohr des gedankenlosen Philisters.

Felix P. Greve pinxelt in dem Roman von „Fanny Ekler“ (bei Axel Juncker, Stuttgart) die dunklen Wege eines Mädchenschicksals in eine Berliner Umgebung. Auch dies Buch wird von einer tiefen ästhetischen Unerbittlichkeit getragen. Auch hier fallen unheimlich grelle Lichter in verstohlene Winkel der Großstadt. Nur möchte man dem Roman hier und da eine stärkere künstlerische Disziplin, eine straffere Linienführung wünschen.

Eine anspruchslose, aber eben deshalb sehr sympathische Illustration zu dem Berlin um das Jahr 1880 gibt Felix Holländer in seinem autobiographischen Roman: „Unser Haus“ (bei Erich Reiß, Berlin). Die künstlerische Bedeutung dieses Buches liegt im Persönlichen, in der starken inneren Leuchtkraft, die es durchströmt. Aber nebenher, wie unbeabsichtigt, ersteht dann auch das klar umrissene Bild einer eben in Berlin sesshaft gewordenen Bürgerfamilie. Aus dem Persönlichen schält sich das Typische, und wenn man das Buch aus der Hand legt, sieht man im Geiste ein paar menschliche Silhouetten, die mit dem Bilde des immer noch werdenden Berlin organisch zusammenhängen.

Rudolf Lothars „Herr von Berlin“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) und Rudolf Presbers „Bunte Ruh“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) setzen sich, jeder in seiner Art, mit dem literarisch-künstlerischen Berlin von heutzutage auseinander. Beide Bücher wiegen nicht sonderlich schwer. Beide Bücher sind flüchtig gearbeitet und gehen nicht sehr in die Tiefe. Aber wer Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, wird in Lothars amüsanter Zukunftspantastie so gut wie in Presbers etwas absichtlich auf humoristische Akzente gestellter Geschichte allerlei Dinge finden, die für das Wesen des neuberliner Zeitgeistes charakteristisch sind.

Die Aufzählung von Büchern, die das moderne Berlin aus irgendeinem bestimmten Gesichtswinkel heraus betrachten, ließe sich, wie gesagt, mit Leichtigkeit bis ins Unendliche verlängern. Daß das nicht der Zweck der vorliegenden Arbeit sein kann, liegt auf der Hand. Wir haben lediglich an einer Reihe markanter Beispiele zu zeigen versucht, wie sich die Erscheinung des Berliner Riesenungeheuers im zeitgenössischen Schrifttum spiegelt. Und zum Schluß bleibt uns nur noch die Aufgabe, eines literarischen Typus zu gedenken, der ebenfalls gern unter der Flagge „Berliner Roman“ segeln möchte, und den gerade die letzten Jahre zum Verdruß aller ernsthaften Geister herangezüchtet haben. Wir meinen jene Bücher von ausgesprochenem Parteicharakter, wie sie Robert Sander, Eugen Illes und neuerdings Arthur Landsberger schreiben. Sie kommen, da sie von keinem Talente getragen werden, künstlerisch überhaupt nicht in Betracht. Aber sie wachsen sich trotzdem allmählich zu einer öffentlichen Gefahr aus, gegen die gar nicht scharf genug Front gemacht werden kann. Sie suchen sich ihre Stoffe mit Vorliebe in jenem übel berüchtigten Milieu des äußersten Berliner Westens, das durch ein paar Sensationsprozesse in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden ist. Sie sind von einem Geiste der Unkultur, des Ungeschmacks und der ästhetischen Zuchtlosigkeit getragen, für den die härtesten Worte gerade gut genug sind. Sie behaupten typisch zu sein und handeln ausschließlich mit Klatsch und mit elenden Indiskretionen.

Eine deutliche Abwehr tut hier bitter not. Der ernsthafte Berliner Roman hat mit diesen Ausgeburten einer spekulativen und sensationshungrigen Reporterphantastie nichts zu schaffen. Und wem die unendlich verwickelte Erscheinung des heutigen Drei-Millionen-Berlin künstlerisch überhaupt etwas zu sagen hat, der wird einen dicken Strich zwischen der eigenen Weltanschauung und den gleichgültigen Geschäften wurzelloser Literaten machen.

